

Niels Kadritzke
Zweierlei Untergang in düsterer Verflechtung.
Zur politischen Dimension der »Historiker-Debatte«

Deutsche Historiker — zumal aus dem konservativen Lager — sind an den Vergnügungstätten des gemeinsamen Volkes keine häufig gesehene Gäste. Was ist also einem konservativen Historiker zugestoßen, wenn er beim Nachdenken über die nationalsozialistische Vergangenheit auf folgende Frage kommt:

»... war es wirklich nur die Verstocktheit... der Stammtische, ... die einen Schlußstrich gezogen wissen wollte, damit die deutsche Vergangenheit sich nicht mehr grundsätzlich von anderen Vergangenheiten unterscheidet? — Steckt nicht in vielen der Argumente und Fragen, die gleichsam eine Mauer gegen das Verlangen nach immer fortgehender 'Auseinandersetzung' mit dem Nationalsozialismus aufrichten, ein Kern des Richtigen?« (FAZ, 6. 6. 86) Mit dieser Frage hat Ernst Nolte im Juni 1986 eine Debatte ausgelöst, die seitdem zwar nicht die bürgerlichen Stammtisch-Runden, aber die Historikerkunft und darüber hinaus eine breitere intellektuelle Öffentlichkeit beschäftigt. Diese Debatte hat eine politische Dimension, denn sie reflektiert zugleich einen aktuellen Trend in unserer »politischen Kultur«. Genauer: jene Entwicklung, die sich optisch am nachdrücklichsten auf dem Soldatenfriedhof von Bitburg und sprachlich am schamlosesten in der vor israelischem Publikum reklamierten »Gnade der späten Geburt« artikuliert hat. Die Beteiligten an dieser Debatte sind letztlich vor die Frage gestellt, ob sie der neuen Unbefangenheit, die eine Mehrheit ihrer Zeitgenossen dem Thema »deutsche Vergangenheit« entgegenbringt, bewußt entgegenwirken oder unkritisch nachgeben wollen.

Für Ernst Nolte stiftet die »Gnade der späten Geburt« das menschliche Recht auf Vergessen. Dem abgeklärten Historiker gilt das Absterben der Vergangenheit im Bewußtsein eines Volkes geradezu als natürlicher Stoffwechselprozeß der Nationen. Wenn also normalerweise *jede* Vergangenheit vergeht, muß es sich beim *Nicht*-Vergehen um eine Abnormalität handeln. Der extreme Sonderfall ist für ihn die nationalsozialistische Vergangenheit der Deutschen. Sie allein — so Nolte —

»unterliegt... anscheinend diesem Hinschwinden, diesem Entkräftigungsvorgang nicht, sondern sie scheint immer *noch* lebendiger und kraftvoller zu werden, aber nicht als Vorbild, sondern als Schreckbild; als eine Vergangenheit, die sich geradezu als Gegenwart etabliert oder wie ein Richtschwert über der Gegenwart aufgehängt ist.« (a.a.O.)

Zu diesem von Nolte beschriebenen Sonderfall mag dem Nicht-Historiker der naive Gedanke einfallen, das Außergewöhnliche, daß gerade *diese* Vergangenheit nicht vergehen will, könnte etwas mit dem Außergewöhnlichen eben dieser Epoche zu tun haben. Damit aber hätten wir uns bereits auf Ernst Noltens Beschreibung eingelassen und akzeptiert, daß die Deutschen von 1945 bis heute unter dem Schreckbild der eigenen Vergangenheit gelebt und gelitten hätten. Daß also in den Schankstuben der Ruf nach dem Schlußstrich nur deshalb ertönt wäre, weil das Richtschwert über den Häuptern der deutschen Zecher 40 Jahre lang keine rechte Gemütlichkeit aufkommen ließ.

Aber stimmt es denn, daß diese Deutschen, Hitler-Generation wie Nachgeborene, sich ständig ihrer »bösen Vergangenheit« ausgesetzt gesehen hätten? Dieses Kapitel unserer Geschichte ist noch nicht geschrieben: die Rezeption der NS-Zeit durch die Deutschen nach 1945. Eines freilich kann man sagen: Noltes Behauptung, die deutsche Vergangenheit habe »das Bedrängende« noch nicht verloren, trifft für die meisten NS-Zeitgenossen zu. Aber nur insofern, als sie sich von Anfang an gar nicht erst bedrängen ließen. Ihre größten moralischen Probleme hatten sie spätestens dann bewältigt, als die Aliierten ihre überlebenden Führer in Nürnberg abgeurteilt hatten. »Siegerjustiz« hieß das entlastende Schlüsselwort. Es besagt, daß man als Verlierer ohnehin für alles verantwortlich gemacht wird. Damit war die Frage erledigt, wofür man sich *selber* verantwortlich fühlte.

Wenige Jahre nach Nürnberg waren die meisten großen und kleinen Träger des NS-Regimes bereits wieder in den westdeutschen Nachkriegs-Staat integriert. Die gelegentliche publizistische Aufregung über wiederaufbereitete NS-Funktionäre wie Globke konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese »kalte Amnestie« für die meisten Nachkriegsdeutschen eine Wiederherstellung der Gerechtigkeit bedeutete. In den fünfziger Jahren ist der Ausdruck »Vergangenheitsbewältigung« nur noch ein Synonym für »Nestbeschmutzung«. Soldatentreffen, einschließlich Waffen-SS, die Freilassung aller als Kriegsverbrecher verurteilten Wehrmacht-Offiziere zeigen an, daß ohne eine Versöhnung mit den alten Kameraden die Verteidigungsbereitschaft des deutschen Nachkriegsvolkes nicht zu wecken ist. Die junge Generation wird zwar im Schulverband in die Dokumentar-Filme geschickt, die über die Vergangenheit aufklären sollen. Aber Diskussionen nach dem Kinobesuch finden kaum statt. Weder mit den Lehrern, die alles mitgemacht haben, noch mit den Eltern zu Hause. Dort gehen die Debatten nicht darüber, wie es dazu kommen konnte, sondern über die Frage, warum es schiefgegangen ist.

1958 wird endlich eine Zentralstelle für Ermittlungen über NS-Verbrechen eingerichtet. Und zwar in Ludwigsburg, dessen Oberbürgermeister den Ruf seiner Stadt durch diese anrüchige Institution belastet sieht. Und die meisten Versuche, strafrechtliche Prozesse in Gang zu bringen, enden mit der Einstellung der Ermittlungen. Die Begründung lautet oft so wie im Falle des Volksgerichtshof-Richters Reimers, dem der ermittelnde Staatsanwalt im Falle eines zum Tode verurteilten Juden zugutehält:

»Auch wenn man den genauen Beitrag des Beschuldigten zu diesem Urteil kennen würde, so müßte man ihm doch wohl zugute halten, daß er aus einer gewissen Rechtsblindheit gegenüber den menschlichen Problemen, die solche Fälle aufweisen, für die Todesstrafe stimmen zu müssen geglaubt hat.«

Als endlich 1969 Beate Klarsfeld den Alt-Nazi Kiesinger öffentlich ohrfeigte, stellte sich auch die SPD vor den Kanzler der Großen Koalition. Helle Empörung über diesen »tätlichen Angriff« vereinte die in den fünfziger Jahren neu geschmiedete Volksgemeinschaft. Nur die kleine radikale Minderheit der APO sah den eigentlichen Skandal darin, daß es so lange gedauert hatte, bis der erste professionelle Vergangenheitsbewältiger eine derart symbolkräftige Belästigung erfahren hatte. Daß diese APO-Generation ihre Eltern nicht einfühlend befragen, sondern nur attackieren konnte, wird heute oft als verpaßte Chance eines behutsamen Arbeitens an der schlimmen Vergangenheit beklagt. Vergessen wird dabei, daß die heftige Reaktion nur die Antwort auf zwanzig Jahre öffentliches Schweigen und privates Schwadronieren war.

Gewiß gab es auch in Sachen Vergangenheit eine Minderheiten-Kultur: die Aktion Sühnezeichen, die Arbeit der Kirchen, Fernseh-Dokumentationen über die endlich anlaufenden KZ-Prozesse, die pädagogischen Bemühungen vor allem der jüngeren Lehrer. Die Generation der NS-Zeitgenossen aber ließ sich erst viel später durch jene Bildschirm-Serie erweichen, in der das blonde, blauäugige jüdische Mädels Merlyn Streep zur Adoption an die deutschen Familien freigegeben wurde. Immerhin — zum ersten Mal war die Gefühlswelt der ganzen Nation erschüttert. Allerdings war damit über die Breitenwirkung historischer Aufklärung ein vernichtendes Urteil gesprochen.

Ob historische Wahrheiten als Spiegel der Gewissensforschung akzeptiert werden, hängt freilich nicht von denen ab, die den Spiegel halten. Hineinschauen wollen muß das Publikum schon aus eigenem Bedürfnis. Das stand den meisten Nachkriegsdeutschen aber nicht nach den Befunden der Historiker. Es enthüllte sich vielmehr in einem weiteren Medienergebnis, das leider geplatzt ist, bevor es die Reaktionen des Publikums voll aus der Reserve locken konnte. Gemeint sind natürlich die Hitler-Tagebücher des Konrad Kujau.

Auf keine historische Untersuchung, auf keinen KZ-Prozeß reagierte die bundesdeutsche Öffentlichkeit ähnlich erregt wie auf die Ankündigung des sensationellen Hitler-Dokumentes. Was aber konnten sich die Deutschen von 1983 von diesen Tagebüchern versprechen? Doch nur eine monomanische Selbstrechtfertigung im Stile der Führerreden, die schon längst wieder auf Schallplatte zu kaufen waren. Ob Hitler oder Kujau die Kladden vollgeschrieben hatten — mit der STERN-Serie wäre auf jeden Fall ein Programm historischer Nazifizierung abgelaufen. Das publizistische Desaster des STERN lag also mitnichten darin, daß die Verantwortlichen sich keine sauberen technischen Expertisen verschafft hatten. Das Katastrophale war, daß Journalisten mit überdurchschnittlichen Kenntnissen der Zeitgeschichte Gelegenheit hatten, die Inhalte der Tagebücher wochenlang zu studieren — um stolz anzukündigen, nun müsse die Geschichte des Dritten Reiches zumindest teilweise umgeschrieben werden.

STERN-Chefredakteur Peter Koch hat damals in seinem einstimmenden Aufruf an die Tagebuch-Leser ein nationales Anliegen verkündet, das auch von Ernst Nolte formuliert sein könnte: »Insbesondere wir Deutsche« — schrieb er im Mai 1983 — »haben bisher noch nicht den Weg zur selbstverständlichen Auseinandersetzung mit dem Nazi-Regime gefunden«. Mit dem Motto der Selbstverständlichkeit war Koch dem Plädoyer der akademischen Kollegen für eine neue Unbefangenheit im Umgang mit der Nazi-Epoche um drei Jahre voraus. So gesehen hat sich der gescheiterte Versuch des STERN, die »Akzeptanz« einer revidierten Geschichte des Dritten Reiches auszuloten, immerhin als eine gesellschaftliche Pioniertat erwiesen. 1986 kommt uns Ernst Nolte nicht mit neuen Tagebüchern, sondern lediglich mit neuen Fragen. Und weil er davon ausgeht, daß »mehr als alles andere... die Erinnerung an Auschwitz zum Nichtvergehen der Vergangenheit« beigetragen habe, setzt sein Fragen an diesem Punkt an. Was Konrad Kujau nicht geschafft hat, kann Ernst Nolte es vollbringen? Daß Auschwitz niemals ganz vergessen werden kann, weiß er auch. Aber er will, daß für die Zeit des Nationalsozialismus endlich gelte, was für *alle* Vergangenheit gilt: Daß sie nämlich

»mehr und mehr in ihrer Komplexität erkennbar werden muß, daß der Zusammenhang immer besser sichtbar wird, in den sie verspannt war, daß die Schwarz-Weiß-Bilder der kämpfenden Zeitgenossen korrigiert werden, daß frühere Darstellungen einer Revision unterzogen werden« (FAZ, 6. 6. 86).

Haben wir also von Auschwitz bisher ein Schwarz-Weiß-Bild im Kopf herumgetragen? Wo wäre der Ansatzpunkt, um hier differenzierend ein komplexeres Bild wahrzunehmen? Ernst Nolte lenkt unseren Blick auf die Ängste derer, die die Vernichtungsmaschinerie in Gang gesetzt und betrieben haben. Womöglich handelten sie nämlich, als sie den Rassenkrieg befahlen, unter unwiderstehlichem inneren Druck; hatten sie Angst, daß ihnen genau das passieren könnte, was sie für die Juden anordneten: die physische Liquidierung durch einen unbarmherzigen Feind. Das Vorbild, das sie zugleich ängstigt und zur Nachahmung treibt, ist der Bolschewismus:

»Vollbrachten die Nationalsozialisten, vollbrachte Hitler eine 'asiatische' Tat vielleicht nur deshalb, weil sie sich und ihresgleichen als potentielle oder wirkliche Opfer einer 'asiatischen' Tat betrachteten? War nicht der 'Archipel Gulag' ursprünglicher als Auschwitz? War nicht der 'Klassenmord' der Bolschewiki das logische und faktische Prius des 'Rassenmords' der Nationalsozialisten?...« (a.a.O.)

Die weiträumige Anmaßung dieses historischen Erkenntnis steht in auffälligem Kontrast zur schmalen dokumentarischen Basis, auf der sie balanciert. Im Grunde ist Nolte lediglich auf ein Dokument gestoßen, das freilich »den Alptraum« des Führers enthüllt — die Angst vor dem »Rattenkäfig«. Das ist ein Folterinstrument der Tscheka, dem Hitler angeblich in der antibolschewistischen Literatur über den russischen Bürgerkrieg begegnet ist — ein Käfig mit einer vor Hunger halb wahnsinnigen Ratte, die der Vernehmungsbeamte auf den Gefangenen loszulassen droht.

Daß Hitler den Bericht über diese Foltermethode der Tscheka tatsächlich gekannt hat, kann Nolte nicht belegen. Aber das ist auch völlig egal. Nolte will ja lediglich Fragen aufwerfen. Unter Berufung auf die Freiheit des Fragens lassen sich auch Bündnispartner leichter gewinnen. Und so hat sich Joachim Fest in der FAZ seinem Kollegen Nolte halb fasziniert, halb distanziert angeschlossen:

»Man muß *nicht* der Auffassung sein, daß Hitlers Vernichtungswille *ganz überwiegend* von der Vernichtungsdrohung der russischen Revolution inspiriert war... Aber daß er *ganz und gar* unbeeinflußt davon blieb, läßt sich *schwerlich* denken, und *jedenfalls* ist die Resonanz, die seine lange Zeit einsamen Wahnideen fanden, ohne die panischen Empfindungen, die sich von Rußland her ausbreiteten und München im Frühjahr 1919 *immerhin* gestreift hatten, nicht zu begreifen... Es kann nicht *unzulässig* sein, diese Überlegung vorzutragen und einen Zusammenhang herzustellen zwischen den Greuelmeldungen von Osten und Hitlers Bereitschaft zum Exzeß« (FAZ, 29. 8. 86).

Es sei Fest und Nolte gerne bestätigt: gestandene Historiker sollten auch ruhig mal nicht-ganz-überwiegend-oder-immerhin-doch-jedenfalls-schwerlich-ganz-und-gar-unzulässige Überlegungen anstellen dürfen. Zumal, wenn sie Hitlers Wahnideen betreffen.

Mindestens ebenso zulässig muß es dann allerdings sein, das Erkenntnisinteresse und die politische Dimension solchen Fragens zu hinterfragen. Genau dies hat Jürgen Habermas getan. (ZEIT, 11. 7. 86) Und prompt haben ihn die In-Frage-Gestellten des Rufmords bezichtigt und ihm Verschwörungsdenken vorgeworfen. Für Nolte und Fest sind offenbar die einen Fragen zulässiger als die anderen.

Eberhard Jaeckel hat in der ZEIT den einfachen Sachverhalt dargelegt, warum der Mord an den Juden historisch ohne Vorbild war:

»Weil noch nie zuvor ein Staat mit der Autorität seines verantwortlichen Führers beschlossen und angekündigt hatte, eine bestimmte Menschengruppe einschließlich der Alten, der Frauen, der Kinder

und der Säuglinge möglichst restlos zu töten, und diesen Beschluß mit allen nur möglichen staatlichen Mitteln in die Tat umsetze« (ZEIT, 12. 9. 86).

Dem ist nichts hinzuzufügen. Ebenso wichtig aber ist der Hinweis Jaeckels, daß es Nolte eigentlich nicht so sehr um das Vorbild — und damit um die Vergleichbarkeit oder Unvergleichbarkeit — von Auschwitz geht, als vielmehr um die These vom Präventivmord. Das heißt im Klartext: die Revision unseres Geschichtsbildes erfordert nicht so sehr *allgemeine* historische Parallelen als vielmehr eine ganz *bestimmte* historische Verknüpfung. Nolte und Fest forschen nach historischen Belegen, durch die sich die NS-Verbrechen nicht nur relativieren, sondern vor allem ursächlich herleiten lassen. Und das »erhellende Schlüsselwort« vom Rattenkäfig, das sie gefunden haben, bezieht sich nicht zufällig auf den Bolschewismus.

Diese Wende in der historischen Erklärung der NS-Verbrechen erfordert eine bemerkenswerte psychologische Leistung — nämlich ein sorgsames Einfühlen in die Ängste unserer Nazi-Führer. Daß Psycho-Analytiker die traumatischen Erfahrungen bedeutender Verbrecher entschlüsseln wollen, ist nicht neu. Auch im Falle Hitler wurde es schon versucht. Neu ist jetzt nur die verständnisvolle Perspektive des posthumen Bewährungshelfers, der uns — 50 Jahre zu spät — davon überzeugen will, daß der Delinquent seine zugegebenermaßen verhängnisvollen Neigungen (Fest nennt sie »Ausrottungskomplexe«) historischen Erfahrungen verdankt, die seine erklärten politischen Gegner zu verantworten haben.

Um zu sehen, was hier gespielt wird, spielen wir das Spiel einmal mit — und konsequent zu Ende. Fest hat das Zitat eines Tscheka-Chefs von 1918 gefunden, der von der »Ausrottung der Bourgeoisie als Klasse« gesprochen hat. Das Zitat beweist natürlich nicht, daß damals oder später ein Programm physischer Liquidierung tatsächlich beschlossen oder systematisch durchgeführt wurde. Aber es soll beweisen, daß die Münchener Kreise um Hitler zur Zeit der Münchener Räterepublik derartiges befürchtet haben:

»Die Berichte über das Deportieren, Morden und Austilgen ganzer Bevölkerungsgruppen waren sicherlich übertrieben. Doch enthielten sie einen zutreffenden Kern... in aller Verzerrung gaben sie Hitlers Ausrottungskomplexen einen realen Hintergrund« (a. a. O.).

Fest könnte auch sagen: wir haben es vielleicht mit Mondsüchtigen zu tun, aber unbestreitbar ist, daß damals des öfteren Vollmond herrschte. Da kann uns nur wundern, daß Fest es versäumt, noch einem weiteren Verdacht nachzugehen. Es gibt ja Gerüchte, daß Hitler in seiner Jugend inzestuöse Gefühle für seine Schwester gehegt haben soll, die dann später einen Juden geheiratet habe. Und inzestuöse Gefühle sollen ja zu den stärksten Obsessionen überhaupt gehören. Auch Hitlers obsessiver Antisemitismus hätte demnach einen handfesten emotionalen Kern, wäre — von Mensch zu Mensch — noch verständlicher geworden. Und warum eigentlich immer nur Hitler? Hat nicht auch Heinrich Himmler unser psychologisches Einfühlungsvermögen verdient? Auch er hat im Alter von 25 Jahren die Bücher über die Tscheka verschlungen. In seinem Tagebuch kann man nachlesen, daß ihm daran nur eines nicht gefallen hat: »Das Wort Juden ist im Zusammenhang mit der Tscheka, die doch fast rein jüdisch ist, nicht einmal genannt...« (Smith 1979, 219) Über eine weitere antibolschewistische Streitschrift notiert der junge Himmler: »Beschreibung der grauenhaften Schreckensherrschaft der jüdischen Bolschewisten in Kiew. Der Jude entfesselt das Gemei-

ne und das Verbrechen« (a.a.O., 220). Damit wären wir endlich auf den »realen Hintergrund« der Obsessionen und Ausrottungskomplexe Himmlers gestoßen.

Brechen wir das Spiel hier ab. Es ist schlicht unanständig geworden. Will man sich nicht von den Antisemiten die Regeln vorschreiben lassen, darf man sich für diese Fragen *als Historiker* nicht interessieren. Für den Gerichts-Psychiater von Nürnberg mögen sie von beruflichem Interesse gewesen sein. Über die historische Durchsetzungsfähigkeit der Nazi-Rassisten als Organisatoren des staatlichen organisierten Völkermordes sagen sie nichts aus. Sie geben keine Antwort auf die Frage, die in dieser Historiker-Kontroverse im Jahre 1986 schon gar nicht mehr auftaucht und im aktuellen Kontext nachgerade altmodisch anmutet. Ich will sie trotzdem aussprechen: Wie konnte es dazu kommen, daß Hitler, Himmler und die anderen in einem Staate die Macht übernahmen, dem einiges bevorstand, ganz gewiß aber nicht der Einmarsch der Roten Armee und die Terrorherrschaft der Tscheka?

Kein Mensch kann bestreiten, daß in der Zwischenkriegszeit im deutschen Groß- und Kleinbürgertum die Furcht vor »dem Kommunismus« verbreitet war. Ebenso unbestritten ist die Tatsache, daß die Vertreter des deutschen Großkapitals eine revolutionäre Auflösung der ökonomischen Krise zu Beginn der 30er Jahre nicht gerne, ja überhaupt nicht mitangesehen hätten. Daß sie dabei weniger Angst um ihr Leben als um ihren ökonomischen Besitz und ihre politische Macht hatten, dürfte auch Fest und Nolte bekannt sein. Aber dieser reale historische Zusammenhang erschließt sich nicht aus den Ideologiefetzen der Nazis. Er zeigt sich erst, wenn wir nach den Interessen derjenigen Kräfte fragen, die der seit Ende 1932 abschwellegenden Nazi-Bewegung in letzter Stunde doch noch die Schleusen zum Einströmen in die staatlichen Machtpositionen öffneten. Diese Kräfte hatten zunächst und unmittelbar innenpolitische Ziele. Die terroristische Potenz der Nazis sollte genutzt werden, um die Arbeiterbewegung — und zwar die bolschewisierte KPD wie die militant antibolschewistische SPD — auszuschalten und einen diktatorisch abgesicherten Ausweg aus der ökonomischen Krise zu sichern. Es gab also wirklich einen Zusammenhang zwischen »roter Gefahr« und »brauner Reaktion« in dieser gesellschaftlichen Krise zu Beginn der 30er Jahre.

Die Nazi-Führer mögen diese Krise in ihrer ideologischen Obsession als Ergebnis einer Verschwörung zwischen inneren und äußeren Feinden wahrgenommen haben — unter Anleitung »jüdischer Elemente«. Nur — wenn sie mit den tatsächlichen gesellschaftlichen Machthabern redeten, haben sie diese Zusammenhänge durchaus auch nüchtern und praktisch gesehen. So hat Hitler 1932 in seiner Rede vor dem rheinischen Industrieklub in Düsseldorf die bolschewistische Gefahr ziemlich scharfsinnig aus den Ängsten des Großkapitals begriffen und sein Publikum listig gefragt:

»Glauben Sie, wenn 7 oder 8 Millionen Menschen erst zehn oder zwanzig Jahre aus dem nationalen Produktionsprozeß ausgeschaltet sind, daß für diese Menschenmassen der Bolschewismus noch etwas anderes sein könnte, als die logische weltanschauliche Ergänzung ihrer tatsächlichen praktischen wirtschaftlichen Situation?« (Domarus 1973, 79)

Hier wird der reale Hintergrund des Geschehens sichtbar. Hier liegt der »zutreffende Kern« der historischen Erklärung für die Tatsache, daß Hitler 1933 Gelegenheit erhielt, seinen vor den Industriellen angekündigten »unerbittlichen Entschluß« wahrzumachen, »den Marxismus bis zur letzten Wurzel in Deutschland auszurotten« (a.a.O., 88). Denn dies war die

Voraussetzung einer Politik, die im Interesse seiner Steigbügelhalter aus der Krise herausführte. Und zwar innenpolitisch auf der Linie konsequenter Aufrüstung, und außenpolitisch in Richtung einer wirtschaftlich-militärischen Expansion des deutschen Lebensraumes, vor allem im Osten.

Solche Zusammenhänge interessieren Nolte und Fest freilich nicht. Stattdessen nehmen sie die Selbstdarstellung der Nazi-Größen beim Wort und reduzieren die anti-marxistische Ideologie des deutschen Faschismus auf einen gefälligeren Anti-Bolschewismus der ersten Stunde. Aber diese akribisch aufgespürten anti-bolschewistischen Obsessionen haben mit den tatsächlichen Ursachen der gesellschaftlichen Krise seit 1930 — man geniert sich, noch einmal darauf hinzuweisen — so viel zu tun wie der Ausgang des Ersten Weltkrieges mit der Dolchstoß-Legende. Die Bolschewisten-Furcht der Bourgeoisie war fast so irrational wie der Nazi-Wahn von der jüdischen Weltverschwörung. Und die Sowjetunion unter Stalin als reale Bedrohung zu sehen war bestenfalls schlimme politische Paranoia, schlimmstenfalls dumme ideologische Propaganda. Die stalinistische Führung war sei Beginn der 30er Jahre damit beschäftigt, eine schwere gesellschaftliche Krise durch nackte Repression nach innen zu bewältigen. Stalin selbst hatte geradezu programmatisch die Defensive, nämlich den »Sozialismus in einem Lande« verkündet. Und mit der blutigen Liquidierung seiner Offiziersklasse hatte er die Verteidigungsfähigkeit der Roten Armee auf Jahre hinaus durchschlagend geschwächt.

Jaeckel hat denn auch Nolte darauf hinweisen müssen, daß Hitler die Sowjetunion eher als Koloß auf tönernen Füßen wahrgenommen hat; die Vorstellung eines Blitzkrieges im Osten ist dafür ein beredtes Zeugnis. Dieses Rußland-Bild kommt in der Führer-Rede vom 8. November 1941 deutlich zum Ausdruck, als die Nazi-Wehrmacht Leningrad eingekesselt hat und 50 Kilometer vor Moskau steht.

»Im Sowjetparadies« — höhnte der Führer — »existiert wirklich das Miserabelste, was es an Sklaventum überhaupt auf dieser Welt je gegeben hat. Millionen verängstigter, unterdrückter, verkommener Menschen, halb verhungert. Darüber steht allerdings ein Regime von Kommissaren, zu 90 Prozent jüdischer Herkunft, der diesen ganzen Sklavenstaat dirigiert« (Domarus 1973, 1179).

Mit einem solchen Sklavenheer wollte Stalin fremde Länder erobern? Nein — dazu braucht es nach Hitler einer verschworenen Volksgemeinschaft. Von Bolschewistenfurcht keine Spur mehr. Klar hingegen, daß er dies Land der verlausten Untermenschen als Lebensraum für die Herrenrasse beansprucht. Und so kommt er rasch auf die eigentliche »große Zielsetzung« zu sprechen:

»daß wir in diesem Kampf nunmehr endlich die Gefahr des Ostens von Europa nehmen und dadurch diesem Osten in seiner unermeßlichen Fruchtbarkeit mit seinem unermeßlichen Reichtum an Bodenschätzen und Erzen nicht mehr gegen Europa mobilisieren lassen, sondern ihn in den Dienst Europas stellen...« (a.a.O.)

Mit solchen Bekundungen in der Stunde des vermeintlichen Sieges läßt der Feldherr Hitler dem Historiker Nolte keine Chance. In der realen Geschichte erweist sich als *faktisches Prius* des Nazi-Rassenwahns nicht der Klassenwahn der Bolschewisten, sondern das imperiale Lebensraum-Programm des nationalsozialistischen Führers und seiner Großdeutschen Wehrmacht.

Aber selbst auf ideologischer Ebene, die uns Nolte als Realität weismachen will, ist er zum Opfer der Nazi-Propaganda geworden. Das ist für einen Kenner der faschistischen Ideologien erstaunlich. Als solcher müßte er wissen, daß Hitler in seinen nicht-öffentlichen Äußerungen viel realistischer über die bolschewistische Gefahr redete als bei seinen Auftritten vor großem Publikum. Und daß — wenn er im kleinen Kreise frei schwadronierte — fast nur noch der gar nicht ängstliche und nur noch entsetzliche Dünkel des Herrenmenschen übrigblieb. In den Tischgesprächen ist nachzulesen, wie Hitler seiner Tafelrunde klar macht, was er nach überwundener Bolschewistenfurcht von den Bewohnern der Sowjetunion gehalten hat:

»Am besten wäre es, man lehrte sie nur eine Zeichensprache verstehen. Durch den Rundfunk wird der Gemeinde vorgesetzt, was ihr zuträglich ist: Musik unbegrenzt. Nur geistige Arbeit sollen sie nicht lernen.« Auch Impfprogramme hielt er für überflüssig, denn alt würden die Russen sowieso nicht: »Nicht impfen, nicht waschen, Schnaps sollen sie haben und Tabak, soviel sie wollen.« Um dieses Volk zu beherrschen, reiche es auf lange Sicht aus, wenn »einmal im Jahr ... ein Trupp Kirgisen durch die Reichshauptstadt geführt (wird), um ihre Vorstellung mit der Gewalt und Größe ihrer steinernen Denkmale zu erfüllen« (Picker 1977, 118 f., 69).

Wem bei solchem Reden nicht der Verdacht kommt, daß Hitlers Haß auf die Bolschewisten in der rassistischen Verachtung der Slawen ebenso wie in seinem paranoiden Antisemitismus verwurzelt ist, dem ist wahrscheinlich durch Argumente nicht mehr zu helfen. Der Antisemitismus ist nun einmal älter als die Oktober-Revolution und das völkische Lebensraum-Programm allemal das ideologische Prius des nazistischen Anti-Bolschewismus. Beide Grundkomponenten der NS-Ideologie aber zeichnen sich durch ihre *projektive* Struktur aus — die Nolte völlig außer Acht läßt, wenn er Hitlers Ängste analysiert.

Für den Nationalsozialismus sind bekanntlich die Juden an *allem* schuld, folglich auch an dem, was die Nazis ihnen antun. Das Prinzip wird in Goebbels Zeitung »Der Angriff« bereits in der allerersten Phase der Judenverfolgung mit fast satirischer Klarheit formuliert: »Das Judentum nutzt die großmütige Haltung des neuen Reiches gegenüber der Judenfrage zu Unverschämtheiten aus, die nicht ohne Folgen bleiben dürften« (vgl. Bloch 1972, 99). Die Folgen sind bekannt.

Solche Projektionen sind Standardmerkmal auch der nationalsozialistischen Außenpolitik. Die Anklagen gegen die Tschechoslowakei und Polen sind klassische Beispiele. Ebenso klassisch hat Hitler dann im Sportpalast am 3. Oktober 1941 seinem Volk den Überfall auf die Sowjetunion begründet. Mit seinem Angriff sei Deutschland, ja ganz Europa »haarscharf« vor der Vernichtung gerettet worden. Von Stalins Reich, das nicht einmal auf seine Verteidigung ausreichend vorbereitet war, behauptete der Eroberer:

»Hier hatte sich... eine Macht zusammengeballt, von der leider die meisten keine Ahnung hatten und viele heute noch keine Ahnung besitzen. Es wäre dies ein zweiter Mongolensturm eines neuen Dschingis Khans geworden« (Domarus 1973, 1763).

Hitler hat all dieses wörtlich gesagt. Ob er es selber geglaubt hat kann uns heute egal sein. Die Frage nach seinen autosuggestiven Fähigkeiten ist längst verblaßt neben der Frage nach den historischen Folgen des Angriffskrieges. Der hat zwar nicht einen zweiten Mongolensturm über ganz Europa, doch immerhin die Rote Armee bis an die Elbe gebracht. Aber wer würde dies als nachträglichen Beweis dafür gelten lassen, daß der Angreifer nur in

Notwehr einen zweiten Mongolensturm abgewehrt habe? Daß also die Nazi-Wehrmacht bis vor Moskau marschieren mußte, weil die Russen sich anschickten, nach Berlin auszurücken?

Auch Ernst Nolte würde es *so* nicht behaupten. Aber ihm kommt auch nicht der naheliegende Gedanke, daß jene Angst Hitlers, die er uns so lebendig vor Augen geführt hat, erst durch einen bestimmten »realen Hintergrund« — nämlich die Niederlage von Stalingrad — aktiviert worden ist. Die Angst vor dem Rattenkäfig der Tscheka — Hitler hat sie nämlich im Februar 1943 geäußert, einen Monat nach der Wende des Krieges an der Ostfront. Daß ihn *jetzt* die Furcht vor den Bolschewisten packt, das ist wirklich gut zu verstehen. Den »zutreffenden Kern« dieser Angst haben die Nazis in der wirklichen Geschichte selbst produziert. Ernst Nolte aber bringt es fertig, diesen entscheidenden Zusammenhang nicht weiter zu erörtern.

Und so stehen wir vor der verblüffenden Tatsache, daß ein renommierter Faschismus-Experte seine neue Unbefangenheit gegenüber der Geschichte der NS-Diktatur dadurch beweist, daß er über einen »kausalen Nexus« zwischen Bolschewismus und Nationalsozialismus schwadroniert, ohne das Schicksal der Großdeutschen Wehrmacht auf sowjetischem Boden auch nur zu erwähnen.

Aber das darf er auch nicht. Denn: der Versuch, Auschwitz ursächlich auf den Bolschewismus und Stalinismus zurückzubeziehen, kann ihm nur deshalb scheinbar gelingen, weil er den realen Zusammenhang zwischen Auschwitz und Stalingrad verdrängt oder leugnet. Erst wenn *dieser* »kausale Nexus« liquidiert ist, kann sich die neue Unbefangenheit vollends durchsetzen, wird das unerträgliche »Schwarz-Weiß der Vergangenheit« aus unserem neudeutschen Geschichtsbild getilgt sein.

Aber was macht diese Methode der Vergangenheitsbewältigung heute so attraktiv. Wieso kommen Leute von heute wie Nolte und Fest bei den »asiatischen« Exzessen der europäischen Nazis nur auf den Rattenkäfig und die Tscheka, nicht aber auf das »Unternehmen Barbarossa« zu sprechen?

Fragen dürfen bekanntlich gestellt werden. Die Antwort, die mich am meisten überzeugt, hat der englische Historiker J. P. Stern gegeben. Er hat über das Thema »Der Führer und das Volk« ein außerordentlich kluges und sensibles Buch geschrieben. Darin stellt er die These auf, daß Hitler den Höhepunkt seiner populistischen Karriere in den ersten, noch siegreichen Jahren des Rußlandfeldzuges erlebt haben muß, als er eine rassistische Vernichtungspolitik verfolgen konnte, ohne bereits die letzten Folgen tragen zu müssen. Dieser Vernichtungsfeldzug erzeugte

»eine Gemeinschaft im Geist der schweigenden Billigung auf nationaler Ebene (wie bei den Massakern von 1934 auf parteipolitischer Ebene), als angesichts des Massentodes anderer und der Drohung des eigenen Todes jeder Rückzug abgeschnitten war. So entstand die einzige Gemeinschaft, die er (Hitler) nicht verachtete« (Stern 1978, 202).

Stern hat damit die Zwangsläufigkeit eines politischen Unternehmens erfaßt, das keineswegs in jeder einzelnen Etappe die freiwillige Zustimmung »des Volkes« brauchte, und doch eine historische Gesamtverantwortung der Deutschen begründet hat. Der Marsch nach Stalingrad und die Verbrechen von Auschwitz fielen nicht nur qua zeitlichem Zufall zusammen. Das »Unternehmen Barbarossa« und die »Endlösung der Judenfrage« liefen

nicht einfach parallel, ohne sich zu berühren. Stern betont: »Um das Beispiellose des Krieges im Osten zu erfassen, muß man diesen Krieg als untrennbar von Hitlers antijüdischer Politik verstehen...« Auschwitz läßt sich nicht abtrennen vom Angriffskrieg. Die Ermordung von Millionen geschah nicht unabhängig von der Besetzung der Gebiete, in denen man ihrer erst habhaft werden konnte. Der zivile Mord an unschuldigen Juden setzte die militärische Eroberung der Heimat ebenso unschuldiger Polen, Holländer, Franzosen, Jugoslawen, Griechen und Russen voraus.

Dennoch konnten sich beim isolierten Stichwort Auschwitz die meisten Deutschen — guten oder schlechten Gewissens — ins wärmende Kollektiv gewollter Ahnungslosigkeit zurückziehen. Am Überfall auf die Sowjetunion hingegen war der kleine Mann ebenso unmittelbar beteiligt wie zuvor an der Besetzung all der anderen Länder. Der Frage, wo Auschwitz liegt und was dort geschah, war man nur konfrontiert, wenn man ihr nachging. Die Frage, was man als deutscher Landser auf fremdem Boden zu suchen hatte, stellte sich täglich von selbst. Sie erforderte um des guten Gewissens willen eine ideologische Antwort. Die einzige, die zur Verfügung stand, war die der Nazis. Wichtiger noch: vor den nur noch ideologisch begründbaren Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung und die besiegten Gegner konnte man gar nicht die Augen verschließen. Jeder Landser wußte von ihnen. Auf Heimaturlaub hat er darüber berichtet. Tausende waren an den blutigen Einsätzen beteiligt: Wehrmacht, Feldgendarmarie, SS-Einsatzgruppen. Hunderttausende konnten sie beobachten. Das Verhungern ganzer sowjetischer Armeen von Kriegsgefangenen in den ersten Monaten des Feldzuges — kaum einer hatte eine Chance, es nicht mitzubekommen. Die Kolonnen der Gefangenen marschierten Richtung Westen in Räume, wo sie schon deshalb nicht überleben konnten, weil die deutsche Wehrmacht alles leergeplündert hatte.

In Ernst Noltes differenziertem Geschichtsbild kommt der einfache deutsche Soldat als Vollstrecker des Nazi-Programms nicht mehr vor. Dafür tritt uns eine andere tragische Figur entgegen. Unter Berufung auf den Film »Shoa« gibt Nolte zu bedenken, »daß auch die SS-Mannschaften der Todeslager auf ihre Art Opfer sein mochten.« Für Präsident Reagan kommt dieser Hinweis zu spät. Sonst hätte er sich im Mai 1985 die umstrittene Reise nach Bitburg sparen und gleich in Bergen-Belsen — stellvertretend für alle deutschen Kriegsgefallenen — all jener Wachmannschaften ehrend gedenken können, die 1945 von befreiten KZ-Insassen umgebracht worden sind.

Aber Nolte hat wohl nicht begriffen, was er da gesagt hat. Der einzelne Aufseher im Todeslager als mögliches *Opfer* wäre nur dann keine Lüge, wenn er die allgemeine Wahrheit hinzugefügt hätte: daß die Millionen deutscher Gefallener, Verwundeter und Kriegsgefangener, die in der Tat zu Opfern des Nazismus wurden, zugleich auch *Vollstrecker* der Nazi-Verbrechen waren.

Dieser Wahrheit, die Nolte gezielt verfehlt, scheint sich sein Kollege Hillgruber mutig zu stellen. In seinem Büchlein »Zweierlei Untergang« verspricht er, den Zusammenhang zwischen »der Zerschlagung des Deutschen Reiches und dem Ende des europäischen Judentums« zu untersuchen. Dabei will er, laut Rückentext, der »landläufigen Meinung« entgegenreten, wonach »die Zerschlagung des deutschen Reiches eine Antwort auf die Untaten des NS-Regimes« gewesen sei. Der Leser fragt sich, wo ihm diese eigenartige These schon mal begegnet ist. Auch Hillgruber muß sich klargemacht haben, mit wem er sich da ausein-

andersetzt. Denn daß die Zerschlagung Deutschlands durch die Alliierten die Antwort auf Auschwitz gewesen sei, hat man nach 1945 immer nur in rechtsradikalen Kreisen hören können. Weshalb die auch beharrlich versuchen, die »Auschwitz-Lüge« zu einer landläufigen Meinung zu machen.

Aber interessant ist nicht nur, *mit wem* sich Hillgruber auseinandersetzt, interessant sind auch seine inhaltlichen Argumente. Indem er gegen eine Geschichtslüge antritt, die kein seriöser Historiker jemals vertreten hat, strickt er zugleich an der Legende, daß die Kriegsgegner Hitlers es von vornherein und völlig unabhängig von Politik und Charakter des Nazi-Regimes auf die Zerstückelung »unseres Deutschen Reiches« abgesehen hätten. Die einzelnen Dokumente, aus denen Hillgruber diese Zerstückelungs-Legende zusammensetzt, mögen ihm selber gewichtig erscheinen, ein tragfähiges Fundament ergeben sie nie. Worin das liegt, hat der Rezensent der konservativen »Neuen Züricher Zeitung« in gebotener Knappheit herausgearbeitet:

»Hillgruber will... die elementare Einsicht nicht gelten lassen, daß letztlich alle Folgen des deutschen Zusammenbruchs auf eine zentrale Ursache zurückgehen, nämlich auf den von Hitler vom Zaun gebrochenen Krieg... Hillgruber weiß nur zu berichten, daß es alliierte Pläne für eine Amputation der deutschen Ostgebiete erst gab, als der Krieg schon im Gange war. Hätte Deutschland ihn nicht begonnen, wären solche Überlegungen weder angestellt noch später verwirklicht worden.« (NZZ, 26. 9. 86)

So ist es. Die »düstere Verflechtung«, die Hillgruber zwischen Auschwitz und dem Verlust der deutschen Ostgebiete entdeckt hat, darf solchen erhellenden Hinweisen auf einfache Sachverhalte freilich nicht ausgesetzt werden. Auch in *seiner* Bilanz der Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus kommt folgerichtig und selbstverständlich ein Angriffskrieg nicht vor. Ein Buch über den »Zusammenbruch im Osten«, das diese Lücke aufweist, müßte uns normalerweise zwingen, alle weiteren kritischen Untersuchungen wegen Geringfügigkeit einzustellen. In diesem Fall ist das leider nicht möglich. Denn Hillgrubers detailkundige Ignoranz ist keineswegs eine Folge unbewußter Verdrängung oder unzureichenden Materials. Sie hat vielmehr durchaus Methode. Die erfordert freilich vom Historiker Hillgruber ein Opfer, das den meisten seiner Kollegen als wissenschaftliche Selbstverleugnung erscheinen mag. Vor allem erfordert sie den Mut zur gezielten Erinnerungslücke. Würde sich die Methode durchsetzen, würde ich für sie den Begriff des »Hillgruber-Blackout« vorschlagen. Machen wir uns klar, was damit gemeint ist.

Hillgruber geht von einer Lage aus, die er zurecht als Dilemma beschreibt: einerseits verlängerte das Halten dieser Front den Krieg und wurde zum Todesurteil für Hunderttausende. Nicht nur an der Front, sondern auch in den Vernichtungslagern, wo das Morden im Schutz dieser Front bis zum Oktober 1944 weiterging. Andererseits sah sich die Wehrmacht der nationalen Aufgabe verpflichtet, den Ansturm der Roten Armee aufzuhalten, die deutsche Zivilbevölkerung im bis dahin kaum vom Kriege berührten Osten vor der »drohenden Orgie der Rache der Roten Armee« zu schützen (S. 21).

Beim Stichwort »Rache« — und erst bei diesem — kommt Hillgruber kurz auf die Taten der Großdeutschen Wehrmacht zu sprechen, wobei ihm auch hier das Wort Angriffskrieg nicht über die Lippen kommt. Dafür macht er düstere Andeutungen über das, »was in den Jahren 1941 bis 1944 in den von deutschen Truppen besetzten Teilen der Sowjetunion — von welchen deutschen Dienststellen auch immer — an Verbrechen begangen worden

war« (ebd.). Man beachte bei diesem Zitat die Passiv-Konstruktion: »was an Verbrechen begangen worden war« — und die anonym bleibenden »deutschen Dienststellen«. Wo Dienststellen tätig werden, gibt es nur Befehlsgeber. Die Menschen, die sie ausgeführt haben, bleiben im Dunkeln. Aber immerhin steht Hillgruber damit doch vor der Frage nach der konkreten politischen Verantwortung für die Lage der deutschen Zivilbevölkerung im Osten. Deren verzweifelte Situation im Jahre 1944 mag er aufrichtig beklagen. Kann er deshalb einer Verlängerung des Krieges das Wort reden?

Hillgruber kann es — methodisch sauber und frei von vaterlandslosen moralischen Zweifeln. Denn er ist ja nicht einfach Historiker. Professor Hillgruber ist deutscher Historiker. Da bleibt ihm einfach keine Wahl. Und so erklärt er wörtlich:

»Schaut der Historiker auf die Winter-Katastrophe 1944/45, so bleibt nur eine Position, auch wenn sie im Einzelfall oft schwer einzulösen ist: er muß sich mit dem konkreten Schicksal der deutschen Bevölkerung im Osten und mit den verzweifelten und opferreichen Anstrengungen des deutschen Ostheeres und der deutschen Marine... identifizieren, die die Bevölkerung des deutschen Ostens vor den Racheorgien der Roten Armee... zu bewahren und... den Fluchtweg... nach Westen freizuhalten suchten« (S. 24 f.).

Historiker Hillgruber lehrt und forscht mit anderen Worten nur im Dienste des eigenen Volkes. Machen wir uns klar, wohin das führt. Hillgruber stellt selbst fest, daß spätestens Ende Juni 1944 unzweifelhaft feststand, daß die Rote Armee nach Ostpreußen durchbrechen würde. Der gesunde Menschenverstand sprach eindeutig dafür, die Bevölkerung dieses bedrohten Gebietes unverzüglich zu evakuieren, solange der Gegner noch nicht auf deutschem Boden stand. Danach hatte man selbstverständlich, im Interesse nicht nur der ostpreußischen Bevölkerung, schnellstens zu kapitulieren. Also den Krieg in Anerkennung der totalen Niederlage zu beenden. Die befürchtete Rache der Gegner konnte unter diesen Umständen keinesfalls schlimmer ausfallen als beim Einrücken ihrer Armeen in ein weiterkämpfendes Deutsches Reich.

Alles andere war nackte Illusion. Und zwar nicht nur im Rückblick, sondern in der damaligen Situation, wenn man sie nur sehen wollte. Bloß: diese Forderung durchzusetzen hätte einen Staatsstreich erfordert — gegen den obersten Kriegsherrn, der noch immer das Durchhalten bis zum Endsieg proklamierte. An die Hoffnung auf den Endsieg klammerte sich aber auch noch die Mehrheit des Volkes. Zumal in Ostpreußen, wo nach Hillgruber der Tannenberg-Mythos von der Unbesiegbarkeit der deutschen Heere noch besonders lebendig war. Der Durchhaltewille der Bevölkerung des Ostens zeugte also nicht nur von der Angst vor den »Racheorgien der Roten Armee«, sondern auch vom aberwitzig lange durchgehaltenen Vertrauen in die Nazi-Propaganda. Was folgt daraus für den deutschen Historiker? Kann er sein Volk im Stich lassen, indem er sich auf nüchterne Einsichten beruft, die den kämpfenden Volksgenossen damals einfach nicht dämmern wollten. Hillgrubers tapfere Antwort lautet:

»Auch der Betrachtende steht vor dem Dilemma der damals Handelnden«. Konkreter: »Wer das Geschehen... zureichend begreifen will, muß... auch die subjektive Lagebeurteilung der jeweils Verantwortlichen berücksichtigen und das daraus hervorgehende Handeln oder Nicht-Handeln der führenden Militärs an der Ostfront« (S. 20).

Der Historiker muß sich also nicht nur mit dem Schicksal seines gefährdeten Volkes identifizieren, sondern auch noch mit dessen Illusionen. Diese geschichtswissenschaftliche Nibe-

lungentreue hat abgründige Konsequenzen. Die werden allerdings erst sichtbar, wenn wir uns noch gründlicher auf die Schrecken der damaligen Situation einlassen.

Wie wir von neutralen Beobachtern wissen, sind die meisten Deutschen 1939 durchaus nicht begeistert in den Krieg gezogen. Bei Kriegsende hingegen waren viele von ihnen in verzweifelte Hoffnung auf den Endsieg versunken. Denn der allein versprach ihnen die Rettung vor der befürchteten Rache der Sieger. Deshalb hätten so viele dieser Deutschen 1944 noch jeden Pakt mit dem Teufel geschlossen. Einen Pakt, den sie in ihren Köpfen bereits vollzogen, wenn sie die furchtbare Hoffnung auf die deutsche »Wunderwaffe« nährten. Auf *diese* Hoffnung kommt Hillgruber nicht zu sprechen, und doch ist sie nur die Kehrseite der so einfühlsam beschriebenen Ängste der Deutschen vor der Rache der Gegner. Wer damals vom Endsieg noch träumte, wünschte sich — auch ohne es genau zu wissen — die rettende Atombombe in die Hände des Führers.

Wer traute sich zu behaupten, daß *solche* Vernichtungsphantasien mit Auschwitz nichts zu tun hätten? Wenn damals der Führer seinem Volk klargemacht hätte, Auschwitz sei notwendig, um den Krieg zu gewinnen? Man müsse eben Millionen Juden umbringen, um die Bombe zu testen, die dem Krieg die erschte Wende geben werde? Gibt es Zweifel, daß sich die Deutschen in ihrer überwältigenden Mehrheit über ihre ohnehin abgestumpften moralischen Skrupel hinweggesetzt hätten? Und daß sie in der Situation, die Hillgruber uns schildert, die atomare Liquidierung von Moskau, Leningrad oder London lärmend gefeiert hätten?

Die Symbiose mit dem eigenen Regime, die Stern beschreibt, hatte sie an einen Abgrund geführt, in den sie nur noch die anderen hineinstoßen oder selber springen konnten — es sei denn, sie gaben endlich auf und akzeptierten die Folgen der Niederlage. Man kann diese Lage bei Kriegsende als tragische Falle sehen, in der das Volk des Angreifers sich selbst gefangen hatte. Man darf mit diesem Volk natürlich auch aufrichtiges Mitleid empfinden. Aber darf man — Historiker oder nicht — auch noch den Schritt vom Verständnis zum Einverständnis vollziehen? Wer sich noch nachträglich mit dem abgründigen Durchhaltewillen von 1944 identifiziert, ist auch einverstanden mit einem Willen, der zu allem entschlossen war, was dem Krieg noch eine Wende geben konnte. Zu allem — nur nicht zum Widerstand gegen das eigene Regime, dem es die Katastrophe verdankte.

Konsequenterweise stellt sich Hillgruber denn auch noch im Rückblick gegen die Frauen und Männer des Widerstandes und auf die Seite der Volksstimmung, die — zumal an der Front — das Attentat auf Hitler als Dolchstoß in den Rücken der kämpfenden Truppe empfand. Als Geisteswissenschaftler kommt er dabei an Webers Unterscheidung von Gesinnungs- und Verantwortungsethik nicht vorbei. Da Webers Definition aber die Durchhalteparolen der deutschen Führung als verbohrtete Nazi-Gesinnungsethik behandeln müßte, denkt sich Historiker Hillgruber etwas aus. Max Weber ist ohnehin tot, warum nicht seine Kategorien genau andersrum ausprobieren? Der Effekt ist verblüffend. Die Haltung der Offiziere, der Landräte und Bürgermeister, die noch Dämme gegen die rote Flut aufbauen wollen, wird als »verantwortungsethisch« gewürdigt. Auf der anderen Seite — wenn nicht auf der Seite der anderen — aber stehen die »gesinnungsethisch« mithin unverantwortlich handelnden »Männer des 20. Juli« (S. 21). Hillgruber hat sich damit — nolens, volens — auf die Durchhaltelogik der Nazis eingelassen. Sein Begriff von Verantwortung ist geschrumpft

auf den Pflichtenhorizont der Offiziere und Funktionäre des Regimes, die zu borniert oder zu feige waren, die politische Verantwortung für ihre Irrtümer wahrzunehmen und den Preis für den verlorenen Angriffskrieg rechtzeitig zu entrichten. Und die weder vor noch nach dem 20. Juli 1944 den Gedanken, die eigene Führung im Interesse des Friedens und damit der Menschen zu beseitigen, mit ihrer staatsstreuen Gesinnung vereinbaren konnten.

Wenn sich Hillgruber den deutschen Historiker aber nur so treudeutsch vorstellen kann, muß er wohl oder übel zugestehen, daß die Prinzipien auch für die anderen gelten. Demzufolge müßten sich sowjetische Historiker mit den Vergewaltigungstaten von Rotarmisten identifizieren, britische Historiker hätten die Zerstörung von Dresden zu rechtfertigen und ihre amerikanischen Kollegen die Bomben auf Hiroshima und Nagasaki gutzuheißen. Oder um es aktueller zu fassen: wäre Hillgruber ein weißer Südafrikaner, müßte er sich mit dem »Dilemma des weißen Mannes« identifizieren und den staatsterroristischen Kampf gegen die Mehrheit der Schwarzen rechtfertigen. Denn es stimmt ja, daß die weißen Südafrikaner sich nach der permanenten Unterdrückung der Schwarzen vor einer »drohenden Orgie der Rache« fürchten. Wenn es noch einen Beweis brauchte, hätte Hillgruber ihn geliefert. Bedingungslose Identifikationen mit der eigenen Nation macht nicht nur dumm, sie geht auch auf Kosten der Moral.

Versuchen wir ein Fazit. Hillgruber, Nolte und andere haben uns ein leidenschaftsloseres, genaueres und gerechteres Bild unserer Geschichte in Aussicht gestellt. Die historische Methode, die den Deutschen endlich seelische Entlastung bringen und Gerechtigkeit widerfahren lassen soll, kommt allerdings in einem merkwürdig nostalgischen Gewand daher. Und ehe wir uns versehen, hat die böse Vergangenheit, die doch eigentlich vergehen sollte, uns auf paradoxe Weise wieder eingeholt...

Da ist Ernst Nolte angetreten, die Schwarz-Weiß-Bilder der kämpfenden Zeitgenossen aufzulösen. Aber zu diesem Zweck sollen wir uns erst einmal in die Ängste der Nazi-Führer einfühlen, aus denen deren Vernichtungstaten entsprungen sein sollen. Andreas Hillgruber wiederum fordert uns auf, die damalige Zeit zu verstehen, indem wir uns mit der Großdeutschen Wehrmacht identifizieren und im Osten noch einmal bis zum bitteren Ende weiterkämpfen. Der gemeinsame Nenner dieser Methode ist so klar wie verblüffend. Um unser historisches Urteil zu objektivieren, sollen wir uns vierzig Jahre danach noch einmal voll auf die subjektiven Probleme der damaligen Führer und ihrer Gefolgschaft einlassen. Als hätten wir uns allzulange und allzu exklusiv mit den Gefühlen der Opfer aufgehalten.

Verständnis für die Menschen ist immer eine gute Sache. Nur fällt Verstehenlernen leichter, wenn die, denen unser Verständnis gelten soll, auch selber verstehen wollen. Und zwar nicht nur, was mit ihnen geschehen ist, sondern auch, was sie anderen angetan haben. Die sich um dieses Verständnis ihrer Rolle als Opfer *und* Täter des NS-Regimes bemüht haben, blieben nach 1945 eine kleine und nicht besonders populäre Minderheit.

Die Mehrheit sah sich als »betrogene Generation«, die von vorne bis hinten hereingelegt worden war — und die Emigranten nach wie vor als Verräter. Als Nazi-Verbrechen galt ihr nur das, was hinter ihrem Rücken und »in ihrem Namen« (Kohl) geschehen war. Nicht aber das, was sie selber, wenn auch nur auf Befehl, erledigt hatten. Diese betrogene Generation reichte bis Hermann Göring: »Ich habe niemals... einen Mord befohlen und ebensowenig sonstige Grausamkeiten angeordnet oder geduldet, wo ich die Macht und das Wissen ge-

habt hatte, solche zu verhindern«, sprach die höchstrangige überlebende Nazi-Größe im Schlußwort vor den Richtern zu Nürnberg. Die Massenmorde hatte er zuvor »aufs schärfste verurteilt«. Im übrigen hat er seinem Volk bis zum Schluß gedient, indem er die klassische Formel für den Antrag auf Freispruch vor der Geschichte geprägt hat: »Das deutsche Volk vertraute dem Führer, und es hatte bei seiner autoritären Statsführung keinen Einfluß auf das Geschehen...« (Heydecker/Leeb 1958, 489)

Dem Plädoyer konnten sich die meisten Deutschen 1945 anschließen. Wie sie ihre persönliche Verantwortung abwehrten, hat Stephan Hermlin in seinen Begegnungen mit den Deutschen von 1945 erlebt. Was er schildert, kommt uns merkwürdig bekannt vor:

»Fiel der Name Auschwitz, wurde sogleich von den Engländern geredet, und hatten diese nicht während eines Krieges in Afrika Lager errichtet... War die Rede vom Überfall auf die Sowjetunion und den Massakern unter der russischen Bevölkerung, kam man sofort auf die Vergewaltigungen im letzten Kriegsjahr zu sprechen. Was mich am meisten erstaunte, war der fehlende Sinn für das Erkennen von Ursache und Wirkung und für eine Abfolge der Zeit in diesen Köpfen« (1985, 55 f.).

Soweit Hermlin über 1945. Was *heute* am meisten erstaunt, ist die Tatsache, daß 40 Jahre danach »der Sinn für das Erkennen von Ursache und Wirkung und für eine Abfolge der Zeit« auch aus den Köpfen einiger Historiker verschwunden ist. Zweierlei Untergang in düsterer Verflechtung. (Prof. Andreas Hillgruber)

Ausgangspunkt unserer Überlegungen war, daß entgegen Noltes Annahme in unserer Gesellschaft die politische *Mehrheitskultur* von Anfang an durch das elementare Bedürfnis nach dem Vergessen geprägt war. Nur an den Opfern der nationalsozialistischen Diktatur blieben die Erinnerungen kleben, auch wenn sie selbst sie loswerden wollten. Aufgehoben wurden diese Erinnerungen und Erfahrungen aber auch in einer minoritären politischen Kultur, zu der auch die Faschismus-Forscher unter den Historikern gehörten. Wenn heute maßgebliche Vertreter dieses Berufes die Tendenz des Verharmlosens und Normalisierens einer durchaus nicht harmlosen und normalen Geschichtsperiode bewußt unterstützen, ist eine neue Stufe der Vergangenheitsbewältigung erreicht.

Die neue Qualität macht sich *auch* in der Art und Weise geltend, wie Nolte in seinen FAZ-Reflexionen die Gegenwärtigkeit der national-sozialistischen Epoche in der Bundesrepublik kommentiert. Die entsetzlich intakten antisemitischen Reflexe eines Bundestagsabgeordneten, der in den Wiedergutmachungsforderungen für Zwangsarbeiter spontan den üblichen »jüdischen Erwerbssinn« wiedererkannte, sieht Nolte lediglich als »voreilige Äußerung«. Als hätte MdB Fellner nur nicht den richtigen Zeitpunkt abwarten können. Einem Bürgermeister, der angesichts seiner angespannten Gemeindefinanzen öffentlich — aber natürlich nur im Scherz — ein paar »reiche Juden« zu erschlagen anregt, ist laut Nolte nur »ein Ausgleiten in eine Geschmacklosigkeit« zugestoßen. Man beachte: nicht einmal ein Entgleisung. Nein: ein Ausgleiten. Was kann der Mann dafür, wenn andere ihre Bananenschalen einfach in die Gegend werfen?

Was Nolte derart verharmlost, sind freilich keineswegs Symptome eines neuen Faschismus. Es handelt sich vielmehr um die zählebigste und offenbar unverwüsthliche Hinterlassenschaft des *alten* Faschismus. Und die besteht in dem selbstläufigen Prozeß der Projektion, des Verharmlosens und Verdrängens. Sein klassischer Veranstaltungsort war und ist der gemütliche Stammtisch. Wenn sich heute der eine oder andere Historiker in diesem Kreise ne-

ben Politikern wie Dregger und Strauß anbiedernd niederläßt, entsteht daraus noch keine Bildungsveranstaltung. Nicht einmal ein fruchtbarer Dialog. Denn mit dem Versuch, dem gesunden Volksempfinden geisteswissenschaftlichen Zuspruch zu spenden, kommen unserer Historiker allemal zu spät. Die an den Stammtischen lachen nur, wenn ihnen einer von der Universität oder von der FAZ bestätigen will, daß die Vergangenheit endlich vergehen müsse. Für sie hat schon längst die Zukunft begonnen. Ihr Lieblingsthema war Auschwitz nie. Und selbst das Schicksal von Rudolf Heß ist ihnen mittlerweile egal. Ihre Debatten drehen sich um den gefährdeten Wohlstand und die Angst vor der Dritten Welt. Auf deutsch: um die Asylanten-Flut.

Literatur

- Bloch, Ernst (1972): *Vom Hasard zur Katastrophe*, Politische Aufsätze 1934-1939, Frankfurt/M. 1973.
- Domarus, Max (1973): *Hitler, Reden und Proklamationen 1932-1945*, Wiesbaden.
- Fest, Joachim (1986): *Die geschuldete Erinnerung*, in: FAZ vom 29. 8. 1986
- Habermas, Jürgen (1986): *Eine Art Schadensabwicklung*, in: ZEIT vom 11. 7. 1986.
- Hermlin, Stephan (1985): *Mein Friede/Rückkehr*, Berlin und Weimar.
- Heydecker, Joe J./Leep, Johannes (1958): *Der Nürnberger Prozeß, Bilanz der tausend Jahre*, Köln/Berlin.
- Hillgruber, Andreas (1986): *Zweierlei Untergang, Die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europäischen Judentums*, Berlin.
- Jaeckel, Eberhardt (1986): *Die elende Praxis der Untersteller*, in: ZEIT vom 12. 9. 1986.
- Nolte, Ernst (1986): *Vergangenheit, die nicht vergehen will*, in: FAZ vom 6. 6. 1986.
- Picker, Henry (1977): *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*, Stuttgart.
- Smith, Bradley F. (1979): *Heinrich Himmler (1900-1926), Sein Weg in den deutschen Faschismus*, München.
- Stern, J. P. (1978): *Hitler — der Führer und das Volk*, München.